

# Die Christliche Ökumene im Dialog mit Judentum und Islam als Grundlage konstruktiver Zusammenarbeit mit Gesellschaft und Staat in Europa

*Der neuzeitliche Weg der Christenheit von einer Reichskirche zu Landeskirchen und schließlich zu christlichen Glaubensgemeinschaften gegenüber partnerlich anerkannten Religionsgemeinschaften unter bzw. innerhalb einer pluralistisch-säkularen, parlamentarisch-demokratischen Staatsverfassung ist ein langer und schwieriger Weg gewesen. Allerdings ist er auch für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Konfessionen und Religionen in der gegenwärtigen Staatengemeinschaft Europas ungemein lehrreich.*

## **Die bleibende Bedeutung des christlichen Abendlandes und seiner Wurzeln**

Bei allen Versuchen, die Spuren eines christlichen Abendlandes als Vorlage bzw. Vorbild einer versuchten Verfassung der europäischen Gemeinschaft festzuschreiben, muß die christliche Ökumene zur Kenntnis nehmen, daß eine derartige Berücksichtigung unter den herrschenden Vorzeichen eines eher jakobinischen Laizismus – statt dem durchaus vorzuziehenden Modell einer pragmatischen Verträglichkeit angelsächsischen Ursprungs (Magna

Charta 1215) – (noch?) nicht zu erwarten ist. In Anbetracht der künftigen demokratischen Entwicklung Europas wären dazu einige Voraussetzungen fällig, die hier überlegt werden sollen.

Die christliche Ökumene hat sich in den vergangenen Jahrzehnten bereits so weit in der Öffentlichkeit zusammengefunden, daß es kaum mehr Katholikentage bzw. Christentage ohne ökumenische Beteiligung gibt. Darüber hinaus ist beachtenswert, daß es auch Großparteien gibt, die sich „christlich“ nennen und dies auch zu sein versuchen.

Sie haben sich – um anfängliche Voreingenommenheiten aus der Zwischenkriegszeit zu überwinden bzw. zu vermeiden, (vgl. Zentrumspartei u. Ä.) – nunmehr mit demokratischen Spielregeln parlamentarischer Argumentation und fairem Umgang mit Minoritäten bzw. Majoritäten in den politischen Diskurs eingebracht.

Man hat, um Europas Identität aus seiner Herkunft besser verstehen und darstellen – manchmal sogar ableiten – zu können, darauf hingewiesen, daß das christliche Abendland, auch jüdische Wurzeln habe.

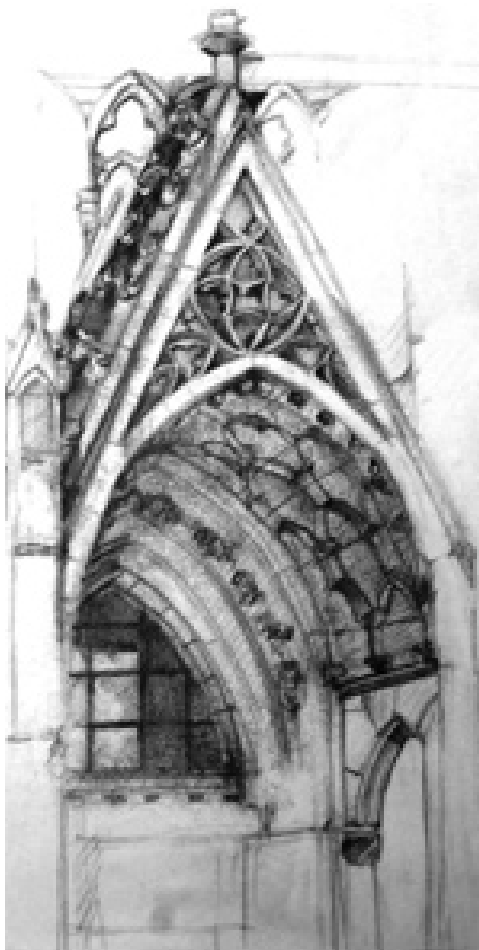
Wie immer man diese Wurzeln nun einschätzen will – als selbstständige Religionsgemeinschaft oder als Grundlage des Christentums, vielleicht sogar früher als monotheistischer Partner hellenistischen Denkens – dürfte man *eines* in diesem Zusammenhang nicht unterschlagen, daß sich nämlich Europa maßgeblich auch aus der islamischen Kultur bezieht.

Vielfach wird dieser Einfluß zu undifferenziert gedeutet. Westeuropa, im karolingischen Kaisertum zusammengefaßt, hätte sich demnach aus dem davidischen Königtum legitimiert und konkurrenzierend von den kulturellen Reichtümern Ostroms bezogen. Seine eigene weströmische Tradition wäre durch die Völkerwanderung unterbrochen worden.

Wenn dem Islam unterstellt wird, das Erbe des Hellenismus und der persischen Hochkultur ungebrochen übernommen und es später über Andalusien bzw. Sizilien wieder nach Europa rückimportiert zu haben, so übersieht man vielfach, daß wenigstens die Klöstertradition des Westens sowohl die politische Kultur wie auch das wissenschaftliche Erbe des „Imperiums circa Mare Nostrum“ übernommen hat und – bei aller mittelalterlichen Eigenart – auch unvermischt bewahrt hat.

Nicht nur die antiken Schriftsteller, sondern auch die griechische Philosophie wurde auf diesem Wege ohne arabische Rezeption und Vermittlung ins Abendland überbracht und hatte dort ihre zwar fragmentarische, aber doch genuine Identität bewahrt und verwertet.

Doch besteht kein Zweifel, daß durch die arabisch-osmanische



Kultur ein wesentlicher Einfluss auf die äußere und innere Geschichte Europas ausgeübt wurde. Dies zu unterschlagen wäre ein folgenreicher Irrtum bzw. unverzeihlicher Fehler.

Man denke dabei an den Anstoß zur Gründung und Gestalt der europäischen Universitäten (über das Vorbild der Medresen), aber auch an die spätmittelalterliche Erneuerung der Volksfrömmigkeit aus der Begegnung mit dem Islam. Vielleicht denke man in diesem Kontext auch an die Übernahme des Kampfesmönchtums Nordafrikas (Ribat) in frühmittelalterliche christliche Ordensgründungen (Zisterzienser).

## Europas Weg in die Gegenwart

Aus dem jüdisch-christlichen Erbe stammt sicherlich das Bewußtsein kontinuierlicher geschichtlicher Entwicklung in Europa. „Das Gewissen ist eine jüdische Erfindung“ (Adolf HITLER), das die Christen in radikaler Weise übernommen haben, und das Europa rechts (Faschismus, Nationalsozialismus) und links (Kommunismus) nach Georg Wilhelm Friedrich HEGEL tragisch mißachtet, ja zertreten hat.

Nun sucht das säkular geeinte Europa wiederum „seine Seele“ (Jacques DELORS). Klar muß uns heute sein, daß die säkulare Instanz des Staates und der Staatengemeinschaft(en) ein spezifisch „europäischer Weg“ (Danièle HERVIEU-LÉGER) ist, der vom Urchristentum mit seiner Haltung dem antiken Staat gegenüber bis in das westliche Mittelalter mit seiner „kirchlichen Kirche“ und „weltlichen Welt“ (Johann Baptist METZ) und ihren spannungsreichen, gelegentlich auch konfliktgeladenen gegenseitigen Beziehungen geprägt war.

Die Neuzeit schafft diesbezüglich eine gewisse Zäsur. Durch die Konfessionskriege und Religionsverfolgungen bedingt, konnte das Allgemeinwohl der Bürger Europas nur mehr durch einen emanzipierten Staat gewährleistet werden.

Dieser aufgeklärte Säkularismus war zunächst den Konfessionen und Religionen gegenüber distant, dann tolerant, später zunehmend arrogant bis schließlich totalitär. Er maßte sich selbst quasi religiöse Strukturen und Funktionen an, geriet aber in fatale Gegensätze, so daß eine Konfrontation der ideologischen Blöcke unvermeidlich wurde.

Durch christliche „Restgemeinden“ kam der Koloß friedlich zu Fall – was überblieb, ist allerdings ein Trümmerfeld, aus dem mühsam ein „Bauplatz für Europa“ (JOHANNES PAUL II.) werden soll.

Die zutiefst christlichen Architekten eines neuen Europas (Robert SCHUMANN, Charles DE GAULLE, Konrad ADENAUER, Alcide DE GASPERI) wiesen nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, der überspannenden Dachkonstruktion seiner Völker ein tragendes Fundament und stützende Mauern zu besorgen. Sie sahen einmütig die religiöse Kultur als Grundlage Europas an.

## Zukünftige Perspektiven

Die demographische Entwicklung Europas läßt statistisch erwarten, daß seine Bevölkerung im laufenden Jahrhundert sich mindestens um die Hälfte verringern wird. Zuwanderungen aus den Nachbarländern Europas in Nordafrika, im Nahen und Mittleren Osten sowie aus dem Fernen Osten lassen erwarten, daß das Christentum in eine deutliche Minorität rückt, der Islam und fernöstliche Religionen zunehmend an Einfluß gewinnen und sowohl die jakobinischen Laizismen wie auch die Erben des Kommunismus sich deutlicher als „Humanismen“ formieren.

Nun kann weder die wissenschaftliche Methodik noch die globale Technik aus den Prozessen der unvermeidlichen Urbanisation und Säkularisierung (Sozialisierung) der heutigen Welt weggedacht oder ausgeschaltet werden.

Der europäische Kern der Postmoderne – auch einer „postchristlichen“ – muß also bewahrt werden und kann dies nur unter der Voraussetzung eines ökumenischen Dialoges mit den „traditionellen“ Monotheismen, um ein konstruktives Verhältnis zu den säkularen Strukturen Europas zuwege zu bringen.

Andererseits sollte ein positives Angebot seitens der Religionen nicht übersehen, daß der Staat sich zunehmend der Bedürftigkeit bewußt wird, daß seine ethischen Grundlagen und Beweggründe aus den Religionen stammen und auch hinkünftig zu beziehen sind. Dieses gegenseitige Bezugsverhältnis sollte von uns mit Verantwortung aufgegriffen werden.

## Die Monotheismen als Basis Europas

Für den Dialog zwischen Judentum, Christentum und Islam im Dienste der säkularen Öffentlichkeit scheint sowohl die laikale Grundverfassung dieser Religionen wie auch ihre eschatische Vollendung eine maßgebliche Gemeinsamkeit darzustellen.

Daß das Judentum durch Gott als königliches Priestertum von Propheten ausgerufen wurde (Ex 19,6), ist bekannt. Diese Funktionen haben sich zwar institutionell ausgeformt, wurden aber immer wieder auf ihre gemeinsamen Grundlagen in Gott relativiert.

Das Christentum als laikal darzustellen, ist schwieriger, weil sowohl die Hierarchie wie auch die Charismen sich den Laien gegenüber eigenständig formiert haben. Das ändert aber nichts daran, daß Jesus Christus selbst weder Priester sein noch König werden oder als Lehrer bzw. Prophet gelten wollte.

Sein Leben und Wirken war ganz „aus den Menschen und für die Menschen“ (Hebr 5,1ff), in diesem Sinne aber war er Priester, König und Prophet, von Gott alleine gesalbt und gesandt. „Über meinem Leben steht geschrieben: ‚Einen Leib hast du mir bereitet. Siehe, ich komme, deinen Willen zu erfüllen.‘“ (Psalm 40,1–9; Hebr 10,5ff)

Die kirchliche Verfassung, die sich bald monarchisch zeigte (Ignatius VON ANTIOCHIEN), muß jedoch synodal wirken und kann nur personal repräsentieren. „Cum vobis Christianus, pro vobis episcopus.“ (AUGUSTINUS)

Dies darf für priesterliche Instanzen gremial im Bischofsamt und für letztere synodal im Papsttum gelten. Die alles verbindende Grundlage der Christenheit bleibt die Taufe – wie das Zweite Vatikanische Konzil wieder klarstellt. (LG 2,9ff)

Auch der Islam legt Wert auf die egalitäre Struktur seiner *Umma*. Er kennt weder Priestertum noch Opfer, weder Ordensstand noch evangelische Räte. Die Gemeindefunktionen sind gewählt – *Mufti* für die Rechtsordnungen, *Ulama* für die Gelehrsamkeit, *Imam* für die Gebetsleitung, *Amma*, d. h. Laien, sind und bleiben sie alle.

Eine Ochlokratie bleibt diese monotheistische Demokratie allzumal. Wir sollten uns nicht vor einer pluralen Rezeption und Tradition der Offenbarung des einen Gottes fürchten. Sowohl das Judentum wie auch der Islam haben eine auf keine Formel und kaum ein Maß zu bringende Vielfalt, die zu leugnen sinnlos ist.

Sie ist unterfangen vom Geist des offenbarenden Gottes, der sie in einer Ihm allein bewußten Einheit schützt und bewahrt. Beide Religionen kennen keine andere einheitsstiftende und -bewahrende Instanz.

Anders verwirklicht sich die Einheit innerhalb der christlichen Ökumene. Die Vielfalt kirchlicher Traditionen ist zwar kaum überschaubar und institutionell zusammenzufassen. Andererseits ist die Einheit der Ortskirchen ja eine *Koinonia*, die der Geist Gottes selbst primär personal zustande bringt.

Die Perichorese der Ortskirchen als Universalkirche ist durch die gremiale und synodale Amtsstruktur personal verfaßt. Der *sensus fidelium* findet sich als *consensus* im Kanon des hierarchischen Amtes wieder und läßt sich in seiner Gegenseitigkeit nur als dynamischer Dialog geistgewirkter Endgültigkeit geschichtlich fortschreitend verstehen.

## Die staatliche Architektur einer soziopolitischen Völkergemeinschaft

Es fragt sich, inwieweit die demokratische Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Zufälligkeit in Partnerschaft mit Glaubensgemeinden göttlicher Verfassung, wie wir sie in den drei Monotheismen beschrieben haben, in Beziehung treten kann.

Die staatlichen Behörden können mit Judentum und Islam nur über eine von diesen nominierte, für sie legitimierte Instanz verhandeln. Eine solche ist von der Definition jener beiden Offenbarungsreligionen nicht ohne Weiteres gegeben bzw. ist deren Anerkennung für die Glaubensgemeinde selbst nur bedingt, d. h. vorläufig und begrenzt gültig.

Sie kann immer wieder angefochten und verändert werden. Die christliche Ökumene hingegen bekennt sich einerseits als faktische Vielfalt, die aber in göttlich gestifteten, autoritativen Ämtern zusammengefaßt ist.

Somit kann eine gottgestiftete Einzigartigkeit auch zu einer gottgefühten Einheit werden, die in analoger Perichorese personal in der Öffentlichkeit zur Sprache kommen und angesprochen werden kann.

Sie wird aufgrund ihrer gottgefühten Struktur legitim sein, laikal und hierarchisch zugleich bleiben und auch dem Staat gegenüber als jeweiliger Ansprechpartner dienen können. Die kontingente Staatsverfassung als anerkennende und anzuerkennende Institution ist für die Kirche keineswegs identitätsstiftend – im Gegenteil müßte man sagen, daß sich die Autorität des Staates im Letzten aus der gottgegründeten Autorität der Kirche mitabzuleiten hat (Joh 19,10f).

Vielleicht ist die Analogie vom christlichen Monotheismus auf das Judentum und den Islam eine genügend tragende und umfassende Basis, die den notwendigen gesellschaftlich religiösen Diskurs mit der Gesellschaft zustande bringen kann.

## Die neue Rolle der (monotheistischen) Religionen in einem neuen Europa

Die lange Geschichte des Verhältnisses Kirchen – Staat in Europa ist im Übrigen auch für die beiden „Partnermonotheismen“ lehrreich. Es soll hier nicht die spannungsreiche, aber konstruktive Gegenseitigkeit von mittelalterlicher Christenheit und frühmoderner Emanzipation des Staates behandelt werden (vgl. Nr. IV).

Vielmehr geht es um die entscheidende Phase dieser Entwicklung in der letzten Neuzeit. Das Entstehen eines säkularen Absolutismus mit seinen sozialistischen oder liberalen Keimen und kommunistischen oder faschistischen Auswüchsen brachte die römische Kirche in eine ausweglose Defensive.

Wohl gab es in den ersten Sozialenzyklen (*Rerum Novarum*, *Quadragesimo Anno*) in konstitutionellen Staaten konstruktive Lösungsvorschläge – doch den totalitären Staatsformen gegenüber nur hilflose Bannsprüche.

Erst durch das Zweite Vatikanische Konzil kam es zu einem offenen Bekenntnis zu jener säkularen und pluralistischen Autonomie des Staates und seiner individuellen Bürger, der die Gewissens- und Religionsfreiheit zur Folge haben konnte (*Dignitatis Humanæ*).

Diese kirchliche Freisetzung des Profanums ermöglichte staatlicherseits einen unverfänglichen Rückbezug auf die Religionen als letzten Grund aller ethischen Normen und Motivationen.

Mit diesem grundsätzlichen Zugeständnis an die staatlichen Autonomien – samt der kirchlichen Anerkennung der Menschenrechte (freilich zuvorderst in der pragmatischen Version englisch-amerikanischer Traditionen und nicht in der revolutionären jakobinischen Edition Kontinentaleuropas) konnten auch der Völkerbund und die Vereinten Nationen, sowie die europäische Gemeinschaft begrüßt werden, ja mit christlicher Unterstützung rechnen.

Doch bleibt deren Grundlage nicht eine dialektische Ideologie, sondern der Dialog mit unterschiedlichen nationalen Kulturen und religiösen Traditionen. Diese Kultur der Differenzen scheint wiederum ein europäisches Spezifikum, das heute – und hier bekennen wir uns zur Postmoderne – aus tragischer Geschichte gelernt werden darf.

Es ist die Grundlage des christlichen Ökumene, des ökumenischen Dialoges mit den Religionen und mit den kulturspezifischen, soziopolitischen Idiomen personaler menschlicher Existenz und nationaler Identität.

Das abstrakte „entweder–oder“ und „nichts anderes als“ hat dem konkreten „sowohl als auch“ und „einerseits–andererseits“ zu weichen und neue Spielregeln der Gemeinsamkeit in Verschiedenheit sind zu entwickeln.

In diesem Bereich sollte Europa weltweit führend sein, nachdem es mit so vielen Irrtümern globale Mißgeschicke verursachte. Die verfolgte Judenheit Europas könnte andere Formen des (Über-)lebens



als die eines quasireligiösen Staatsgebildes finden, nachdem geradeaus seinen europäischen Wurzeln die neue Dialogkultur erwachsen ist.

Auch der Islam könnte nach seinem langen Zug durch die Kolonialverwaltungen eine neue Gemeinschaftsform in der pluralen europäischen Gesellschaft suchen, die seine Glaubens- und Lebenskultur neu zum Tragen brächte.

Alle drei abrahamitischen Monotheismen sind primär prophetisch, d. h. auf ein Eschaton ausgerichtet. Der göttliche Vorbehalt der Parusie schließt den göttlichen Auftrag mit ein, die Erdenzeit als Frist zu gestalten.

Die vorgegebene Pluralität von Religionen und weltlichen Instanzen ist uns als Lernprozeß aufgegeben, den wir auch vermitteln sollen. Die Rangordnung dieser Aufgaben ist freilich für deren Gelingen wesentlich.

VÁRSZEGI Asztrik OSB is the Archabbot of the Benedictine Pannonhalma Monastery ([www.bences.hu](http://www.bences.hu)) and (Roman Catholic) Bishop of Pannonhalma in Hungary. He is also the founder and director of the Békés Gellért Ecumenical Institute (BGÖI), the first ecumenical institute in Hungary, established in 2001.



# Restating the Ecumenical Emphases: A Grassroots Proposal from Princeton

*The Princeton Proposal*<sup>1</sup> (2003) seeks to answer the question: do Christians worship in the same Church? It does so while providing an important and interesting synthesis of grassroots ecumenical thinking, with an emphasis on faith and order issues.

*The Proposal* contains a very strong statement on the way to oneness, which we will call the essay on unity. This is such a great piece; it is worth publishing it as a separate and lyrical essay, a meditation on why and how to be ecumenical.

Probably the weakest part of the *Proposal* is mainly its lack of appropriate structure; so in this paper, we shall humbly try to reshape it in such a way that it offers a unified stream of thoughts, based upon which an evaluation can be drawn later.

Our main question concerns the specificity of the *Proposal* in comparison with other former declarations on ecumenism, and which of its thoughts we can consider more to the point than others.

Our aim was not only the hermeneutical close reading and ecumenical theological analysis of the *Proposal*, but at the same time a critical underlining of its crucial and important insights, drawing out their implications, as well as the substitution of some one-sided statements which may appear with better and deeper ones.

Our paper thus aims to be a distinct and autonomous statement on ecumenism in its own right; and this reconstructed stream of thoughts

---

<sup>1</sup> It was published in a separate booklet: JENSON Robert W. – BRAATEN Carl E. (eds.), *In One Body Through the Cross: The Princeton Proposal for Christian Unity*. Grand Rapids, 2003.